

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 85 Bydgoszcz, 14. April Bromberg 1939

Golowin geht durch die Stadt

Roman von Hugo Maria Kritz.

1.

Bis zu diesem Tage war dem Dr. phil. et med. Friedrich Cannenburgh, Leiter der Abteilung III am Bakteriologischen Institut zu Wien, von einer Stadt namens Boguslawa nichts weiter bekannt gewesen, als daß sie existierte. Gewiß wäre er in Verlegenheit gekommen, hätte er mit dem Finger auf der Landkarte den Punkt näher bestimmen sollen, wo diese Stadt Boguslawa liegen mußte. Das war zwar eine Lücke in seiner Bildung, er gab es zu; aber was interessierte ihn Geographie!

Die Landkarten, die Cannenburgh studierte und die er selbst mit bunten Stiften aufs Papiere brachte, hatten weiß Gott andere Grenzen! Sie hießen Ruhr, Cholera, Milzbrand; und wenn er noch nie etwas von einer Stadt Boguslawa gehört hatte, dann gab es anscheinend in dieser Stadt weder Pocken noch Tollwut oder auch nur eine gewöhnliche Typhusepidemie. Wußte er doch nicht einmal fünf Minuten ehe der Zug zu kurzem Aufenthalt in Boguslawa stehenblieb, daß die Stadt an der Strecke lag, die er befuhr. Er achtete nicht der fremden Nester, er wollte nach Bulgarien, und das war noch ein reichlich weiter Weg.

Und doch, gerade diese gewisse Stadt Boguslawa war es, dieses Nest, möchte man sagen, wo ihm, Cannenburgh, etwas widerfahren sollte, das in sein Leben eine entscheidende Kerbe schlug. Ja, etwas, das nicht allein seine Zukunft unentrinnbar vorzeichnete, sondern, in seltsamer Verkettung, zugleich ein Schlüssel wurde zu dem bisher gelebten, erlittenen, erkämpften und verlorenen Stück Leben.

Es stand nicht gerade zum besten mit Dr. Cannenburgh. Fünf Minuten, bevor das Schicksal ihn auf das falsche Gleis schob, saß er im eilenden Zug, müde und doch ruhelos, verdrossen und doch von innerem Beben durchzittert. Er saß mit dem Rücken zur Fahrtrichtung, aber er vertrug es nicht, mit dem Rücken vorwärts in die Landschaft geschleudert zu werden, es irritierte ihn. Die drei Plätze in der Fahrtrichtung waren besetzt. Über das Fenster liefen, wie silberglitzernde kleine Schlangen, hurtige Regentropfen.

Er stützte die hohe, gebräunte Stirn in die Hand und versuchte zu lesen. Er hatte sich vor der Abfahrt auf dem Bahnsteig in Wien einen englischen Roman gekauft, dessen Autor auf einer roten Schleife als König des Humors gepriesen wurde. Cannenburgh las jeden Satz dreimal. Nicht, weil er ungenügend Englisch verstand. Er hatte ein Gefühl, als wäre kein Blut in seinem Hirn, als zerstöben seine Gedanken in wilder Flucht wie aufgescheuchte Vögel. Ihm gegenüber saß eine Mutter in parfümiertem Seidenkleid mit Puffärmeln. Ihre Augenbrauen waren anscheinend rasiert, die würstchenförmigen Lippen grellrot; sie blickte über ihren hochgeschnürten Busen hinweg mit weitsichtigen Augen in eine Zeitung, die sie mit kurzen Armen weit von sich hielt. Der Sohn, der abstehende Ohren hatte und große, wässrige, dumme Augen, durfte rauchen und trug einen weißen Stehkragen. Er strich, seine nickelnde Konfirmandenuhr krampfhaft in der Hand, im Kursbuch jede Station aus, die man durchfuhr, und rief grell und aufgeregt: „Mutti, das war Kranj, vier Minuten Verspätung!"

Die Mutter schien seine Anwesenheit nicht zu bemerken. Wenn Cannenburghs irrender Blick auf sie fiel, dann haschte ihre fette Hand mit zierlich abgebogenen Fingern ordnend und tastend über die pechschwarzen Wellen ihres Haares, dabei sah sie ihn aus den Augenwinkeln an. Cannenburgh blickte sogleich fort.

Zweifel daran, daß man in einem Balkanzug saß, waren kaum möglich. Man brauchte nur noch den Mann anzusehen, der bei der Türe saß, in einem cremefarbenen Leinenanzug und mit fettglänzendem Haar, ein Mann mit einem Zahnstocher im Mundwinkel. Das merkwürdige war, daß dieser Mann fortgesetzt schmatzte. Es war unerfindlich, welche organischen Vorgänge sich im Innern dieses Menschen abspielen mochten. Er erzeugte alle Geräusche des Essens, ohne in Wirklichkeit etwas zu sich zu nehmen. Nur einen zerkauten Zahnstocher hielt er zwischen den bläulichen Lippen, saß ganz manierlich in seiner Ecke, blickte starr und verträumt auf einen Punkt unterhalb der Notbremse und es hörte sich an an, als äße er klebrigen Brei.

Cannenburgh hatte ein Gefühl, als würden seine Nerven in so einen Apparat gespannt, mit dem man Eisendraht auf seine Zerreißbarkeit wissenschaftlich zu untersuchen pflegt.

Er wußte ja selbst, daß seine Nerven nichts taugten, daß sie zuzeiten so elend und schwach waren wie die Fäden eines Spinnennetzes genau so hauchdünn und empfindlich, wild flatternd bei der kleinsten Erschütterung. Es war besonders schlimm geworden in der letzten Zeit. Nicht allein wegen der Arbeit. Manche der jungen Assistenten im Institut, die Cannenburghs Arbeitsmethoden noch nicht kannten, standen oft bestürzt und fassungslos, wenn er etwa zehn Stunden ohne Unterbrechung am Mikroskop saß, unbeweglich, in ständiger Bereitschaft, jede Sekunde auf der Lauer, mit dem scharfen Blick und in gespannter Aufmerksamkeit, zehn Stunden lang, ohne auch nur aufzusehen.

Die Gehilfinnen, die Gläser putzten und Handreichungen verrichteten, sahen sich dann verstohlen an und dachten, daß es schade sei um Dr. Cannenburgh, in den sie alle, ohne Ausnahme, verliebt waren; sie dachten, daß er sich

zu Tode rackerte und bald alt und gebeugt sein würde. Schon waren die Haare an seinen Schläfen weiß. In Wirklichkeit lag es nicht an der Arbeit. Er maß „Arbeit" nicht an der aufgewendeten Zeit, er hatte überhaupt andere Ansichten als alle anderen Männer und Frauen, die in weißen Kitteln umhergingen, nach der Uhr sahen und sich der Annehmlichkeit ihrer Pensionsberechtigung jederzeit mit Behagen bewußt waren.

Er hatte vielleicht etwas von der Art großer Wissenschaftler, er hatte ihre Abseitigkeit, ihren fanatischen Starrsinn, ihre Immunität gegen praktische Gedankengänge. Was jene Männer und Frauen im Institut „Arbeit" nannten, das war sein Fanatismus, seine fixe Idee, seine Besessenheit. Er zerschnitt die Pestleiche einer Ratte ebenso furchtlos und selbstverständlich, wie er zu allen Zeiten bereit war, gegen den Ungeist zu Felde zu ziehen, gegen die Industrialisierung der Wissenschaft, gegen die Profitgier pseudowissenschaftlicher Bluffer.

Die Arbeit war ihm eine Funktion, deren sein Geist ebenso wie sein Körper bedurfte, um sich des vollen Lebensgefühls bewußt zu werden. Aber die Arbeit war ihm auch stets bereite Zuflucht, der Rettungsring, der ihn immer dann über Wasser hielt, wenn ihn das Leben wirbelnd in Abgründe hinabzusaugen drohte. Er wußte, daß es nur wenige Menschen gab, die, gleich ihm, etwas besaßen in ihrem Leben, das ewig unzerstörbar war, jenseits von Gefühl und Leidenschaft, jenseits von Glück und Unglück, etwas, das ihm immer wieder Trost und Vergessen gab: die Arbeit. Zumindest, so war es bisher gewesen, genauer, so war es bis zum gestrigen Abend gewesen.

Er starrte in den Roman und die Buchstaben sprangen vor seinen Augen. Ihm war zumute, als wäre er sich selber fremd. Er sah an sich herab, er erkannte seine Hände, die schmal und lang und nervös waren, er erkannte den Siegelring an seinem Finger, er fühlte sein Knie und die vertraute Kühle des seidenen Hemdes an seinem Körper.

Und im rechten Oberarm schlug das Blut und die Wunde brannte ein wenig unter dem Verband, eine geringfügige Wunde nur, in ein paar Tagen würde sie verheilt sein.

Nur ganz leicht hatte die Kugel seinen Arm gestreift, er hatte kaum mehr gespürt als einen prickelnden Stich, wie von der Nadel einer Injektionsspritze.

Die Kugel war dann in das Büchergestell gefahren und hatte den Rücken eines schmalen Lederbandes zerfetzt. Es war ein schauerliches Gleichnis, daß die Kugel, die Elisabeth für ihn bestimmt hatte, in Senecas Buch „Vom glückseligen Leben" steckenblieb, es mit der gleichen unbarmherzigen Grausamkeit zerriß und vernichtete, wie alles, was ihm, Cannenburgh, bis zu dieser Sekunde schön und rein und hoffnungsvoll in diesem Leben erschienen war. Und von dem Augenblick an, da dieser Schuß gefallen, befand sich Cannenburgh in einem Zustand, den er nie zuvor erlebt hatte und der ihn mit stumpfer, brütender Verzweiflung erfüllte. Er hatte nicht die Empfindung, völlig wach zu sein. Er hatte auch nicht die Empfindung, unglücklich zu sein. Weit eher mochte man sagen, daß er, bedroht von einem unterirdischen Angstgefühl, das er nicht emporsteigen ließ, sich in einem traumähnlichen Zustande befand, der es ihm zwar gestattete, bis zu einer bestimmten Grenze folgerichtig zu denken, dann aber, sobald er sich anschickte, diese Grenze zu überschreiten, ihn in ein finsteres Dickicht stieß, in dem er sich ohne Hoffnung verfangen mußte.

Vor seinen geschlossenen Augen flammten grelle Bilder auf und es waren immer die gleichen Bilder und sie schienen unaustilgbar in sein Gehirn graviert. Elisabeths schmale, schräggestellte Augen mit den großen, glänzenden, von einem leuchtend grünen Ring umfaßten Pupillen, mit den langen aufwärts gebürsteten Wimpern und den in hohen Bogen geschwungenen Brauen; er sah in großer Nähe ihr schmales Gesicht mit den ein wenig hervortretenden Backenknochen, auf denen etwas Rot lag und, wie züngelnde, knisternde Feuergarben, das wilde, herrliche kupferne Haar.

Und er sah, unvergeßlich für ewige Zeiten, das große düstere Zimmer mit den Bücherwänden; den alten, ein wenig vertretenen Perserteppich, die Stehlampe mit dem gelben Schirm; und er sah, während die eisernen Räder unter ihm rollten und das schlechte Parfüm der dicken Frau das Abteil durchdringend erfüllte, Elisabeth inmitten des Zimmers stehen, hoch und dünn in ihrem engen grauen Kostüm, mit den schimmernden Seidenstrümpfen, dem schräggesetzten blauen Hut, den grauen Lederhandschuhen . . . Ewig unvergeßlich dieser Augenblick: wie sie regungslos stand, kaum atmete, wie gebannt in einem unsichtbaren Zauberkreis, und ihn ansah. Mit diesen Augen, die sich mit einem Male in messerscharfe, böse, grüne Flammen verwandelten, und dann fuhren die langen, sehr dünnen Finger in die Handtasche, und dann schoß sie, es war eine Gebärde des Wahnsinnns, ein bellender Knall, ein Stich im Oberarm wie gesagt, ähnlich dem Stich einer Injektionsnadel. Und jetzt fuhr er nach Bulgarien. Er war vierzig Jahre alt und hatte viele Frauen gekannt. Aber jetzt war er auf der Flucht. Er mußte festen Boden unter den Füßen bekommen, sich selbst wiederfinden, die Zeit dahinstreichen lassen um jeden Preis. Es war ihm sofort klar geworden, daß er fort mußte. Das Ungeheuerliche war geschehen, er hatte die Arbeit im Stich gelassen, und wie ein gefährliches, weites Moor stand nun ein ungewisses, in jedem Falle äußerst fragwürdiges Leben vor ihm. Er hatte wohl versucht, was ein jeder Mann in einer Lage wie der seinen versuchen muß. Er hatte versucht, alles abzuschütteln und an die Arbeit zu gehen, als wäre es nichts anderes gewesen, als ein Abenteuer mit unglücklichem Ausgang, oder wenn man wollte mit glücklichem Ausgang, denn Elisabeths Kugel hätte unter Umständen präziser treffen können. Aber er hatte sogleich gesehen, daß er nicht nach landläufiger Männerart handeln konnte, denn was geschehen war, durfte in keiner Weise als landläufig bezeichnet werden.

Er starrte vor sich hin auf die Seiten des Buches, und eine tiefe innere Angst überfiel ihn.

Zuweilen wünschte er, Elisabeths Hand hätte sicherer gezielt, denn er wagte es nicht, sich sein Leben vorzustellen, so wie es nun sein würde; er raste gegen sich selbst und fiel gleich darauf in brütende Hoffnungslosigkeit. Er mochte sich wohl sagen, daß er ein Mann war, der mit den Dingen fertig zu werden verstand, daß er Elisabeth vergessen und vielleicht eine andere Frau lieben würde; aber wie blutleer und dünn war ein solcher Zuspruch, wenn der Schmerz mit unbändiger Vehemenz in seinem Innern tobte. Er mußte hindurch, wie durch eine böse Krankheit. Das neue Land, die neue Arbeit, neue Menschen, das alles mußte helfen, Vergangenes zu überwinden.

Es war kurz nach Steinbrück, als der Schaffner in das Abteil kam.

Er sah Cannenburgh prüfend an, dann sagte er:

„Der Herr wollten doch nach Sofia?"

„Ja", sagte Cannenburgh und hob den Kopf.

„Da hätten der Herr in Steinbrück umsteigen müssen. Wir fahren nach Triest."

Jetzt sahen alle Reisenden Cannenburgh an. Der Jüngling mit dem Kursbuch riß den Mund auf und erwartete erregt einen Augenblick, um in das Gespräch eingreifen zu können.

Cannenburgh, wie immer, wenn Menschen auf ihn aufmerksam wurden, zog die Augenbrauen hoch und senkte dabei den Blick, was ein wenig hochmütig wirken mochte.

„Wieso?" sagte er. „Wir fahren doch nach Agram."

„Eben nicht" schrie der Jüngling, „wir fahren nach Triest! Nach Sofia muß man über Agram und Belgrad, und da muß man in Steinbrück umsteigen, aber wir kommen gar nicht nach Agram." Er blätterte mit fiebernden Fingern in dem Kursbuch, um eine Übersichtskarte der Strecke aufzufinden, indes seine Mutter Cannenburgh glasig anlächelte.

„Am besten", sagte der Schaffner, „wenn der Herr in Boguslawa aussteigen und morgen früh mit dem Schnellzug von Laibach nach Belgrad weiterfahren."

„Da müßte ich ja übernachten", sagte Cannenburgh ärgerlich.

Der Jüngling, mit dem Finger im Kursbuch, erhob schrill die Stimme: „Nicht nötig. Der Herr kann auch bis

Triest mitfahren und dann über Fiume und Karlstadt nach Agram weiterfahren. Dann kann der Herr sitzenbleiben und braucht nicht auszusteigen." Er sah strahlend zu dem Schaffner empor.

Der aber tippte nur geringschätzig mit dem Finger gegen die Stirn. „Da müßte der Herr ein Karussell sein, das sich im Kreise dreht. Es bleibt nichts anderes übrig, als in Boguslawa auszusteigen."

„Gibt es dort überhaupt ein Hotel?" fragte Cannenburgh verdrossen.

Der Schaffner lachte. „Ein Dutzend wohl, Boguslawa ist doch eine Stadt! Hat vielleicht fünfzigtausend Einwohner."

„So", sagte Cannenburgh. „Wann sind wir denn dort?"

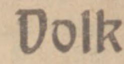
Der Jüngling riß die Uhr aus der Tasche. „In sechs Minuten."

„In sieben Minuten", sagte der Schaffner mit Betonung und warf dem Jüngling einen sehr strafenden Blick zu.

Cannenburgh seufzte und stand müde auf.

Es war der 24. Juni.

(Fortsetzung folgt.)



Du bist das Meer,
O Volk, du bist die Flut,
Darin das Heer
Der tausend Ahnen ruht.

Sie schufen dich,
Wir münden in dich ein.
Bald lischt das Ich —
Doch du wirst ewig sein.

Georg Finke

Der Fahrschein ins Glück.

Eine Geschichte von **Bodo M. Vogel.**

Sie hatten beide Angst und getrauten sich nicht, die Wahrheit zu gestehen. Die Wahrheit bestand darin, daß sie sich liebten und heiraten wollten. Aber weder Hilde noch Kurt fand den Mut, es ihrem Vater zu sagen. Obwohl er kein Unmensch war und seine einzige Tochter zärtlich liebte, hatte das junge Paar schreckliche Angst vor ihm. Er wußte nichts von ihren Zusammenkünften. Kurt holte Hilde nachmittags am Büro ab und begleitete sie gewöhnlich nach einem Umweg nach Hause. Das ging schon lange so.

Eines Tages, als es regnete, mußten sie ausnahmsweise einmal mit der Straßenbahn fahren. Sie saßen eng aneinander geschmiegt auf ihren Plätzen, und das Gespräch kam natürlich, wie schon oft, auf Hildes Vater. Den üblichen Ermutigungen von Hildes Seite standen Kurts gewohnte Bedenken gegenüber.

„Du kannst mir doch nicht zumuten", sagte Hilde ungeduldig, „daß ich zu deinem Vater gehe und um deine Hand anhalte. Du mußt zu meinem kommen — —"

„Ich weiß. Aber, wenn er nun „nein" sagt? Was dann? Dann verbietet er dir, dich mit mir zu treffen, und alles ist aus."

„Aber es kann nicht ewig so weiter gehen und — —"

Sie konnte nicht weitersprechen, denn Kurt war plötzlich mit rotem Kopf aufgesprungen. „Dein Vater — — eben ist er in die Bahn eingestiegen — —" Und schon war er in Richtung Plattform verschwunden. Hilde starrte ihm erst verständnislos nach, aber dann begriff sie, als sie den grauhaarigen älteren Herrn in den Wagen kommen sah. Er war ihr Vater. Er nickte ihr freundlich zu und setzte sich neben sie, genau auf den Platz, auf dem Kurt soeben noch gesessen hatte.

„Das nennt man Zufall, nicht wahr, Mädel?" sagte der alte Herr. „Du wunderst dich sicher, woher ich auf einmal komme. Ich war bei meinem Notar in der Stadt — —"

Der Wagen fuhr einförmig unter strömendem Regen durch die Straße. Auf der nächsten Haltestelle stieg ein Kontrolleur ein. „Die Fahrscheine, bitte — —"

Hilde fühlte plötzlich kalten Schweiß auf der Stirn. Voller Schrecken fiel ihr ein, daß sie keinen Fahrschein hatte. Den trug Kurt bei sich. Und das konnte sie vor ihrem Vater nicht sagen! Wenn nur der Kontrolleur nicht gerade jetzt gekommen wäre. Verzweifelt suchte sie in ihrer Handtasche herum. Vielleicht fand sich noch ein alter Fahrschein, den sie vorzeigen konnte. Aber es war keiner da. Was sollte sie sagen? Der Vater durfte auf keinen Fall erfahren, daß sie Kurt kannte. Lieber hätte sie sich die Zunge abgebissen, als das einzugestehen. Blitzartig dachte sie sich eine Geschichte aus. Konnte es nicht vorkommen, daß der Schaffner es vergessen hatte, ihr einen Fahrschein auszuhändigen?

„Ihren Fahrschein, bitte — —"

Der Kontrolleur, der dicht vor ihr stand, kam ihr wie ein Staatsanwalt vor. Sie versuchte, so harmlos wie möglich ihre Geschichte zu erzählen. Aber in ihrer Aufregung verwirrte sie sich nur noch mehr. Die Geschichte von dem Fahrschein, den sie nicht bekommen haben wollte, klang ziemlich unwahrscheinlich. Da tauchte auch schon der Schaffner mit beleidigter Miene hinter dem Kontrolleur auf.

„Was sagen Sie, Fräulein? Sie wollen keinen Fahrschein bekommen haben? Natürlich haben Sie einen bekommen! Sie selber ja nicht, aber der junge Herr, der für Sie bezahlt hat und der dann auf einmal fortgelaufen ist und jetzt draußen auf der Plattform steht!"

Der Kontrolleur blieb vollkommen Amtswürde. Einige Fahrgäste kicherten. Hildes Vater fragte sehr befremdet: „Junger Mann? Weggelaufen? Was sind das für Geschichten, Hilde? Warum sagst du nicht die Wahrheit?"

Hilde hatte das Gefühl, als ob sich alles um sie drehte. Ihr Gesicht brannte ihr wie Feuer. Vor allen Leuten sich lächerlich machen, das war das Schlimmste, was sie sich vorstellen konnte. Und außerdem bestand auch noch die Gefahr, daß ihr Vater von ihrer heimlichen Bekanntschaft mit Kurt erfuhr.

Aber Kurt, der die Szene mit Herzklopfen — und was für einem Herzklopfen! — beobachtet hatte, hielt jetzt endlich den Augenblick für gekommen, um zu beweisen, daß er ein Mann war. Er kam von der Plattform in den Wagen und wies dem Kontrolleur den Fahrschein vor.

„Hier ist er! Alles in Ordnung, nicht wahr?" Als der Kontrolleur nickte, wandte sich Kurt an Hildes Vater mit den Worten: „Ich bitte Sie, Herr Hansen, jetzt gleich mit mir auszusteigen und in eine Gaststätte zu kommen, da ich Ihnen etwas Wichtiges zu sagen hätte."

„Aussteigen?" Der alte Herr musterte den jungen Mann mißtrauisch. „Können Sie das nicht hier sagen, was Sie wollen?"

„Nein, nein, nicht hier!" mischte sich Hilde aufgeregt ein. „Komm nur mit, Vater! Es ist wirklich sehr, sehr wichtig!"

Der alte Herr folgte ihnen brummend. Als sie dann in dem stillen, kleinen Kaffeehaus saßen, fand Kurt endlich die erlösenden Worte.

„Also, Herr Hansen, ich bin ein alter Schulfreund von Hilde, und ich habe sie schon lange sehr gern gehabt. Und sie mich auch — glaube ich! Voriges Jahr habe ich meine Ingenieur-Prüfung gemacht, und jetzt bekomme ich nach dem Probejahr eine feste Anstellung. Bisher habe ich es noch nicht gewagt, mich Ihnen persönlich vorzustellen. Aber jetzt, da ich eine Frau ernähren kann, möchte ich Sie um die Hand Ihrer Tochter bitten — — Davon hatten wir in der Bahn gerade gesprochen, als Sie eingestiegen sind, nicht wahr, Hilde?"

Das finstere Gesicht des alten Herrn hatte sich zusehends aufgeklärt. „Deswegen hätten Sie vor mir nicht auszureißen brauchen!" lachte er. „Kinder, Kinder, was macht Ihr für Geschichten! Als ich zu meiner Zeit deine verstorbene Mama heiratete, da machten wir das viel einfacher!" Er lächelte in Gedanken an Hildes Mutter, die schon lange tot war. „Gut, gut", fuhr er dann fort, „ich sage nicht „nein", sprechen wir nicht mehr davon. Jugend will eben zu Jugend, und ich alter Mann kann es nicht ändern — —"

Hilde fiel ein Stein vom Herzen. Es war auch zu dumm von ihnen gewesen, mit dem guten Papa nicht schon früher zu sprechen. Jetzt freute sie sich doch darüber, daß der Kontrolleur gekommen war. Und in Gedanken schwor sie sich zu, den Fahrschein, der ihnen Glück gebracht hatte, ewig als Andenken aufzuheben.

Am Ende kommt alles zurecht.

Eine Geschichte von Harro-Heinz Jakobsen.

Früher kam Rudolf jeden Tag um die späte Dämmerung, klopfte leise an die Tür und trat ebenso leise ein. Er sagte, er wolle mich besuchen, hängte seine Mütze an den Haken bei der Tür und setzte sich auf einen Stuhl, der am Fenster stand.

Ich bekam selten einen merkwürdigeren und schweigsameren Besuch. Er saß lange stumm am Fenster und starrte in die lichterfüllte Straße zu seinen Füßen, und erst wenn die Turmglocke mit lautem Gebimm die siebente Abendstunde rief, stand er auf und nickte mir zum Abschied zu.

Im Anfang wußte ich nicht klug aus ihm zu werden, ich blickte ihm jedesmal betroffen nach, wenn er sich die Mütze auf den Kopfe schob und fortging.

Später merkte ich dann, daß er gar nicht meinetwegen kam. Ein zufälliger Blick aus dem Fenster überzeugte mich, daß sich leise Fäden über die Straße spannten, hin- und hergingen zwischen Licht und Menschen, Trubel und Geschäftigkeit. Sie war ein junges Mädchen drüben im Papierwarengeschäft, und man konnte vom Fenster aus gerade in den Laden sehen, auf den Ladentisch und die Auslagen im Schaukasten.

Rudolf mußte sie sehr lieben, stumm und ergeben, denn von seinem Platz aus sah man nur ihre Hände, wie sie Pakete schnürten und Verkaufsartikel vor den Leuten ausbreiteten.

So saß er dort und achtete schweigend auf das Spiel ihrer Hände. Wenn dann die Läden schlossen, eilte er die Treppe hinunter und wartete abseits an der Straßenecke, bis sie heraustrat. Dann sah ich sie fortgehen, langsam über die Steine, in den Abend hinein.

Ich sprach mit Rudolf kein Wort über die Sache, weil ich meinte, kein Recht zu haben, in sein Geheimnis einzudringen, das er selber so scheu mit sich herumtrug.

Dann geschah das Unerwartete: eines Tages kam Rudolf nicht wieder, sein Stuhl blieb leer am Fenster. Ich konnte nicht glauben, daß eine Liebe, die so groß und demütig war, sterben könnte, verlöschen, vergehen . . .

Ich trat besorgt ans Fenster und blickte über die Straße hinab. Aber die Hände waren noch da, kenntlich an dem kleinen Ring am Finger, der im Lampenlicht aufleuchtete.

Dann vergaß ich alles über meiner Arbeit, das Mädchen und den Mann . . .

Am dritten Tage kam Rudolf wieder. Er war blaß und voll eigenartiger Unruhe. Irgend etwas mußte zerbrochen sein, vielleicht, daß sie einen anderen liebte, wie es in dem Liede heißt, das auf die Liebe gedichtet wurde . . .

Aber ich wußte, daß er reden würde mit der Unerbittlichkeit der Liebenden, die ihre Klage dem Abend geben müssen oder einem Menschen, dem sie begegnen.

Er erzählte mir die Geschichte seiner Liebe: Sie hatten vor der Haustür gestanden und ihre Hände gesucht und sich zugeflüstert, daß sie sich nie vergessen könnten . . . Er erzählte mir die uralte Legende.

Aber nun wollte er sie nicht wiedersehen, er wollte fortziehen, am liebsten nach Amerika oder irgend wohin, wo niemand von ihm wußte . . .

Ja, ich müßte verstehen, daß er Schluß machen müßte. Oh, sie wären so glücklich gewesen, all die Wochen. Ach, sie hätte so herrliche Locken gehabt, wie ein Gedicht. Er könnte nicht sagen, wie schön sie gewesen wären . . . Aber sie hätte das Haar abgeschnitten, wäre einfach mit der Schere darüber hergefallen. Nur weil es sie im Geschäft so behinderte. Aber nach ihm hätte sie gar nicht gehört . . . So wäre das nun: aus mit ihnen, restlos!

Bei seinen Worten blickte er mich ernsthaft und betrübt an.

Ich wußte nicht, ob ich lachen oder böse sein sollte über soviel Torheit.

Dann schalt ich ihn ein großes Kind, das nur auf Äußerlichkeiten sähe!

Ach, die Ehe und die Liebe beruhten nicht auf diesen Dingen, hätten nichts mit langen oder kurzen Haaren zu tun. Das würde er hoffentlich noch einsehen.

Ich redete mich immer mehr in Ärger hinein, ereiferte mich gegen alle Liebesleute, die im Mondschein vor der Haustür stehen und sich ewige Liebe schwören und dann über Lächerlichkeiten auseinander geraten. Er würde schon noch geschliffen werden und lernen, daß man oftmals im Leben nachgeben muß, weil man schließlich nicht allein auf der Welt ist.

Ich machte es ihm klar, redete lange, voll Zorn.

Aber als ich aufblickte, sah ich, daß er mir schon lange nicht mehr zuhörte, sondern auf seinem Platz am Fenster saß und hinausblickte mit vorgebeugtem Kopf . . .

Ich mußte leise lächeln und schwieg verwirrt.

Mit dem lauten Klang der Abendglocke stand er auf und ging hinaus. Dann sah ich sie zusammen fortgehen . . .

Und heute? Heute erhebt sich wieder ein leises Klopfen an der Tür. Aber es ist so leise, daß ich es kaum höre, und auch als ich „Herein!“ rufe, öffnet die Tür sich nicht, und ich muß schon nachsehen, wer da ist.

Da steht ein kleines Mädchen in einem roten Mantel und in einer roten Kappe, und die Haare drängen sich in kleinen Locken ins Gesicht.

Sie macht einen Knicks und stammelt: „Schönen Gruß von Vati und Mutti und ob du uns heute abend besuchen willst?“

Ehe sie geht, muß ich sie noch schnell auf den Stuhl am Fenster setzen. Da sitzt sie nun und plappert über die Herrlichkeit der Aussicht und kommt gar nicht zur Ruhe, und was ihr Vater einst zu wenig sagte, das sagt sie nun zu viel.

Und in diesem Augenblick denke ich: So geht es, es ist alles nicht so wichtig, es kommt alles zurecht; mit Locken und ohne Locken, das ist völlig gleichgültig.

Und das zu wissen, ist gut!



Bunte Chronik



Gigli hielt durch.

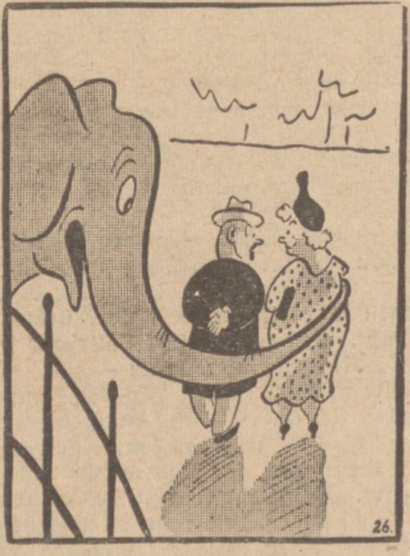
Der berühmte italienische Tenor Benjamino Gigli gab in London ein Konzert, das von 8000 Menschen besucht war. Der Künstler sang das umfangreiche Programm, obwohl er hohes Fieber hatte und der Arzt ihm das Auftreten untersagte. Vor der letzten Nummer brach Gigli plötzlich zusammen und mußte zu Bett gebracht werden. Er hatte einen Grippeanfall bekommen. Das Publikum dankte durch begeisterten Beifall dem Sänger.



Lustige Ecke



Kleines Mißverständnis.



„Aber Adolf, laß' doch den Unsinn!“

Zakład graficzny i miejsce odbioru, wydawca i miejsce wydania: Drukarnia A. Dittmanna T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 13

Odpowiedzialny redaktor: Marian Hepke.

Zarządzający zakładem graficznym: Hermann Dittmann, Bydgoszcz.